

Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde (dgv) hat einen Namen, der aus der Zeit gefallen ist. Die meisten Institutionen, die von der 1963 gegründeten Fachgesellschaft vertreten werden, haben die Volkskunde als Selbstbezeichnung gestrichen, und nur wenige Mitglieder bezeichnen sich noch selbstbewusst als Volkskundler. Der alte Name passt kaum mehr zum Selbstverständnis einer Disziplin, die schon vor fünf Jahrzehnten den Bruch mit ihrer volkskundlichen Vergangenheit vollzogen hat und sich seitdem als sozialwissenschaftlich und empirisch ausgerichtete Kulturwissenschaft des Alltags versteht. Deshalb beginnt die dgv auf ihrer Website gerade eine öffentliche Namensdebatte. Die Vorgeschichte dieser Diskussion begann vor fünfzig Jahren mit der „Falkensteiner Tagung“.

Vom 21. bis 26. September 1970 trafen sich in der Heimvolkshochschule in Falkenstein im Taunus 46 Volkskundler, um darüber zu streiten, wie es mit ihrer Disziplin weitergehen sollte. Eingeladen hatte sie der damals vierzigjährige Frankfurter Professor Wolfgang Brückner. Vorausgegangen waren heftige Kontroversen, die über Flugblätter, Aufsätze und Diskussionspapiere ausgetragen wurden und auf einer legendären Tagung im Freilichtmuseum Detmold ein Jahr zuvor zu diversen Eklats geführt hatten. „Ressentiments“, „Schülerzeitungsniveau“, „Erfüllungsgehilfen der Gegenaufklärung“ und ähnliche Gehässigkeiten hatten sich die Kontrahenten danach zugerufen (dokumentiert in den „Falkensteiner Protokollen“). Mit Sorge betrachtete der Münchner Volkskundler Helge Gerndt das „Hineinsteigern in Emotionen, die in zunehmendem Maße gemeinsame Positionen verschütten und die Standorte der Sachdiskussion auf weltanschauliche Positionen reduzieren“. Die Tagung in Falkenstein sollte die Lage beruhigen und „die drohende Spaltung des Faches“ (Gerndt) verhindern.

Trotz der verhärteten Fronten gelang es, eine Neudefinition für die Disziplin vorzuschlagen und den alten Namen Volkskunde als nicht mehr zeitgemäß zu disqualifizieren. Zu stark war er mit nationalistischer Ideologie durchseucht, zu sehr auf eine rassistische Idee von „deutschem Volk“ und Blut und Boden bezogen, als dass man ihn bedenkenlos hätte weiterführen können. Die Einsicht, dass die Volkskunde tatkräftig geholfen hatte, der NS-Ideologie den Weg zu bereiten, und sich nach 1933 dem Regime angedient hatte, wurde in Falkenstein nicht ausführlich erörtert, dürfte den verspäteten Abschied aber beschleunigt haben.

Die überfällige Ideologiekritik hatte der Germanist und Volkskundler Wolfgang Emmerich in seiner 1968 publizierten, von Hermann Bausinger betreuten Tübinger Dissertation „Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich“ geübt, die 1971 in pointierter Überarbeitung in der Edition Suhrkamp nachgedruckt werden sollte. Zuvor hatten diverse Ringvorlesungen die NS-Kontamination des Faches zum Thema gemacht. Die Erblast der Volkskunde war jetzt offenkundig. Sie spaltete die Generationen: „Dem Schweigegebot der älteren Kohorten stand der Aufklärungs- und Aufbruchsanspruch der jüngeren unversöhnlich gegenüber“,



Foto Kreisarchiv Hochtaunuskreis

Fach, wie Schublade

Vor fünfzig Jahren beschlossen die deutschen Volkskundler in Falkenstein, dass sie ihre Disziplin nicht mehr Volkskunde nennen wollten. Das seitdem sprichwörtliche Vielnamenfach sucht weiter seine Identität.

schreibt der Jenaer Kulturwissenschaftler Friedemann Schmoll im aktuellen Heft der „Zeitschrift für Volkskunde“ (116. Jahrgang, Nr. 2, 2020), die Falkenstein mehrere Beiträge widmet.

Jenseits der Ideologiekritik bekundeten die Fachvertreter in der „Falkensteiner Resolution“ ihre Einigkeit darüber, „dass die Wissenschaftsbezeichnung Volkskunde weder mit der beschlossenen Zielsetzung noch mit internationalen Standards vereinbar ist“. Etliche Institute behielten den alten Namen trotzdem noch für längere Zeit, auch weil man sich in Falkenstein nicht auf einen gemeinsamen neuen Na-

men verständigen konnte. Heute heißt die Disziplin je nach Standort anders: Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie oder Empirische Kulturwissenschaft (gern auch in Kombinationen oder in Verbindung mit Volkskunde). Als zusammengehörige Disziplin erkennen Außenstehende und Studienanfänger die Nachfolgefächer der einstigen Volkskunde nicht mehr. Bis heute dient „Falkenstein“ dem Fach als Chiffre für das Ende der „alten Volkskunde“ und ihre Neuerfindung als „Vielnamenfach“.

Den „Abschied vom Volksleben“ proklamierte im Jahr der Falkensteiner Tagung

ein Sammelband des Ludwig-Uhland-Instituts in Tübingen, der „prinzipielle Kritik an der bisherigen Volkskunde“ übte. Sie galt den vorwiegend jungen und männlichen Kritikern nicht nur als ideologisch untragbar, sondern auch als zu wenig theoretisch und methodisch fundiert. Kurz: als keine richtige Wissenschaft. Dieser Vorwurf war hart, aber nicht falsch. Entstanden im neunzehnten Jahrhundert aus Alltagsbeschreibungen enthusiastischer Amateure und Privatgelehrter und aufgebaut auf den Sammlungen von Heimatforschern und Folkloristen, war die Volkskunde eine oft hemdsärmelige Altertumskunde mit Hang zur Nostalgie. Volkskundler traten gegen die vermeintlich „widernatürliche“ Industrialisierung an und engagierten sich in der restaurativen Heimatbewegung. Aktuelle gesellschaftliche Probleme interessierten sie kaum. Freilich gab es auch andere Beispiele wie den Publizisten Wilhelm Heinrich Riehl, der in seinem Bestseller „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik“ von 1854 an gegenwartsnah „Land und Leute“ im deutschen Sprachraum analysierte. Die Volkskunde huldigte ihm später als einem ihrer Vordenker.

In Falkenstein pochte 1970 eine stark politisierte junge Generation auf eine neue Idee für das eigene Fach, das sich nicht länger als mythisierende Altertumskunde, sondern als analytische Sozialwissenschaft verstehen sollte, orientiert an den Standards der Soziologie und der englischsprachigen Kulturanthropologie und bereit zur Parteinahme im „Klassenkampf“. Eine solche Wissenschaft war vor allem „kritisch“ und schaute anders auf den Alltag der Menschen: Die Phänomene, die sie vordergründig beschrieb, waren nur die Oberfläche, die man durchstoßen musste, um zu den tiefer liegenden Vorstel-

lungen und Ordnungen vorzudringen. Der Osterhase war aus dieser Perspektive Erziehungsgehilfe, der Kindern die bürgerlichen Tugenden Fleiß, Pünktlichkeit, Ordnungssinn und Kinderreichtum vermittelte; das Dorf nicht Inbegriff harmonischen Zusammenlebens, sondern ein „Not- und Terrorzusammenhang“ (Utz Jeggle).

Mit der Erneuerung wickelten die Alltagskulturforscher den alten Kanon des Faches – den Riehl unter den „vier S“ Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung zusammengefasst hatte – allerdings weitgehend ab; stetig ergänzten sie neue Themen und Theorien, so dass der disziplinäre Kern immer weicher wurde. Die ergebnislose Suche nach einem neuen Namen nährte schon 1970 den Verdacht, wie Schmoll notiert, „dass sich hinter der Diversität der Namen auch eine Diversität disziplinärer Orientierungen und Identitäten verbarg“.

An den Universitäten hat die Spezialisierung inzwischen dazu geführt, dass sich immer mehr Forscher über ihr Thema definieren und weniger über die Disziplin: Etliche kulturwissenschaftliche Migrations-, Museums-, Körper-, Technik- oder Stadtforscher haben ihre wichtigste Bezugsgruppe in den Kollegen aus Ethnologie, Soziologie, Geschichte oder den Science-and-Technology-Studies, die sich demselben Gegenstand widmen. Für die dgv kommt hinzu, dass sich unter ihrem Dach nicht nur universitäre Wissenschaftler versammeln, sondern auch Museen, Freiberufler und Vereine. Den Selbstverständigungsprozess über Sinn und Zweck des eigenen Faches erleichtert das nicht. Notwendig ist er trotzdem, damit der Abschied des Faches von der Feier der „Volkskultur“ und seine Hinwendung zur kritischen Kulturanalyse des Alltags auch nach außen erkennbar werden. THOMAS THIEMEYER